Seherschicksal.

Von Franz Evers.

Meine Augen wollten sehn,
Und ich schlug die Lider auf.
Bild um Bild sah ich erstehn,
Welten drängten sich zuhauf.
Rolle weiter, Lebenslauf!

Hör' ich nicht die Wunderschau?
Schaue, was ich liebend höre?
Traum der Nacht, des Himmels Blau,
Wasser, Wipfel, Kampf und Chöre.
Rolle weiter, Lebenslauf!

Immer schlägt die Augen auf,
Schließe du getrost die Lider!
Seherwort zieht immer wieder
Schauend, formend Tat hernieder.
Rolle weiter, Lebenslauf!

Heilige Nacht, mit blindem Sinn
Darf ich Urgetön gestalten.
Lichtgewalten, braust! — ich bin!
Herz wagt Schöpfersphären auf!
Rolle weiter, Lebenslauf!

Kam noch das Glück?

Skizze von Tom Richter.

Ueber den in dämmerige Schleier sich hüllenden Hügel kam ein müder Wandersmann herab.

Tiefe Stille lag über die Runde gebreitet; nur manchmal, wenn leise der Nachtwind sich ein, wenig verstärkte, hörte man das Rauschen und Murmeln des fernen Waldbaches, der von den Bergen zu Tale sprang.

Es war ein Mann in den letzten vierzigen Jahren, hoch von Gestalt, das fahle, eingefallene Gesicht zeigte etwas Versteinertes, als ginge ihm die Fähigkeit ab, zu lachen und fröhlich zu sein. Durch die vollen, vorderen tiefschwarzen Haupthaare zogen sich bereits feine Silberstreifen.

„Verkümmert — überflüssig auf der Welt" — das stand auf diesem Antlitz geschrieben.

Mit müden Gliedern, gedrücktem Herzens erreichte der Wanderer eine alte Holzbank, die, wurmstichig und verfallen, vor einem großen Gebüsch stand, das Tausende von Goldregendolden in voller Blütenpracht schmückte. — Da war sie ja noch, die alte, liebe Holzbank, die die Spiele seiner glücklichsten Kinderjahre gesehen und einst den ersten und einzigen Sonnenstrahl des Glückes in seinem öden Dasein mit ihm erlebte.

Er ließ sich nieder. Verloren blickten seine Augen hinaus in die Ferne über den grauschimmernden Samt der Wiesen, das flimmernde Wasser des nahen Weihers, nach dem Städtchen, das vor ihm lag — diesem kleinen Gartenstädtchen, mit den niederen, unmodernen, rosen- und weinlaubumsponnenen Häusern, dem uralten Kirchlein und dem Rathaus mit seinen verrosteten Zinken und Dachtraufen.

Seine Heimat! — —

Und während er unwillkürlich mit den Augen den Pfad verfolgte, den er noch zu gehen hatte, um nach Waltershausen zu gelangen, stiegen ihm Bilder der Jugend auf, die er im Trubel der Großstadt, in der Tretmühle des ewigen Einerleis der Zahlenarbeit fast schon vergessen.

Die bleiche, dunkeläugige Mutter sah ihn an, zärtlich und wehmütig zugleich. Sie legte im Sterben die Hände auf sein lockiges Haupt und flüsterte mit erblassenden Lippen: „Nun muß ich von dir gehen, mein Johannes, mein einziger Liebling! Bleibe gut und brav — Gott mache dich glücklich!"

Ja — das Glück — das Glück! Es quoll heiß und schmerzlich in dem Einsamen auf. Das Glück! Wo war es geblieben?

Gleich damals, als der weiße, einfache Sarg, der die Mutter umschlossen, kaum noch unter den schwarzen Erdschollen verschwunden, da hatte die Freudlosigkeit für ihn begonnen. Der schwache, geistig nicht hervorragende Vater war einer Verwandten, einer intriganten Witwe ins Netz gegangen und hatte wieder geheiratet. Das war ein Fehler.

Viel Zeit, denselben zu büßen, blieb Herrn Kurt Diethofen nicht, denn zwei Jährchen darauf ruhte auch er unter dem grünen Rasen. Darauf kam Johannes — damals sechs Jahre — zu einem Onkel aufs Dorf, der eine Landschule hielt. Die Stiefmutter wollte sich „mit fremden Kindern" nicht das Leben verbittern.

Ohne Liebe kennen zu lernen, der Gleichgültigkeit und der Barmherzigkeit Fremder preisgegeben, war seine Kindheit vergangen. Mit fünfzehn Jahren kam Johannes als Lehrling zu einem Buchbinder und dann zu einem Rechtsanwalt als Schreibkraft. Die Not und die graue Sorge hockten beständig an seinem Lager; aber noch war er jung, noch pulsierte warmes Leben in ihm.

Fehlte ihm auch das Talent, besonders fröhlich und ausgelassen mit Altersgenossen zu toben und zu lachen — ein Fünkchen Liebe zum Dasein, ein Atom von Sehnsucht, das Leben zu genießen — zu lieben und geliebt zu werden, steckte dennoch in ihm.

„Das Glück", das die Mutter für ihn erfleht hatte mit dem letzten Atemzuge — wo war es? „O Glück, wo bist du?" schrie es in ihm auf.

Und es kam ein Sonnenstrahl. Es gelang ihm, eine Stelle als Buchhalter in einer großen Versicherungsgesellschaft zu erhalten, die halbwegs anständig bezahlt wurde. Nun zu belte er beinahe auf. An einen eigenen, kleinen Hausstand dachte er; das Weibchen zu dem Nestchen, so meinte er, würde sich schon finden.

Oh, er wußte schon eine, die ihm als Knabe schon aufgefallen, Hilde Liebenreich, die Tochter der Witwe eines Magistratssekretärs in seinem Heimatstädtchen; Hilde mit den blonden, fliegenden Zöpfen, den roten Wangen und lachenden braunen Rehaugen — ja, das war die Rechte!

Einige Wochen später nahm Johannes Diethofen Urlaub und eilte auf Flügeln der Sehnsucht nach Waltershausen. Das Heimatsstädtchen stand auf demselben Fleck wie sonst; ein wenig nur hatte, man möchte sagen, die Kultur sein Aussehen beleckt.

Neue Gebäude, Schmuckplätze vor den Schulen, dem Rathause, waren entstanden; doch wohin sein suchendes Auge glitt, die Menschen waren ihm fremd in Waltershausen geworden. Zur Maienzeit und eine Woche nach Pfingsten war es gewesen. Die Akazie stand in voller Blüte und der Jasmin sandte berauschende Düfte in die Maienluft.

Da hatte er wiederholt Hilde Liebenreich aufgelauert, nachdem er ihrer Mutter und Schwester seinen Besuch gemacht; er wollte die alte Kinderfreundschaft zum Anknüpfungspunkte nehmen und Hildens Herz für sich gewinnen.

Aber das Talent, bei den Weibern den Schwerenöter und Süßholzraspler zu spielen, ging ihm vollständig ab. Hilde schäkerte und spielte mit ihm, erweckte Hoffnungen, die sie nicht zu erfüllen gedachte, und als er eines Nachmittags — genau bei dieser Holzbank, auf der er saß — ihr seine tiefe Neigung gestand und um sie warb, lachte sie ihm ins Gesicht und flog davon, wie ein schillernder, gaukelnder Schmetterling.

Damals war es ihm, als sei in seinem Innern etwas gesprungen, etwas, das ihm körperlichen Schmerz verursacht und sein Herz wie mit einer Eisrinde umgeben hatte.

Zwei große graue Augen hatten nach Hildes Davongehen mitleidig in die seinen geblickt, eine weiche, schmale Hand seine Rechte gestreichelt, und eine leise, gedämpfte Altstimme ihm zugeraunt:

„Johannes! Mußt ihr nicht böse sein! Sie ist ein tolles Kind, trotz ihrer achtzehn Jahre, die Hilde! Mußt ihr nicht zürnen. Noch hat sie den Ernst des Lebens nicht erfaßt — vielleicht, daß — später" —

Die schönen Grauaugen, die schmale Hand und weiche Altstimme hatten Linda Liebenreich, Hildens Schwester, gehört, die zwei Jahre älter war als das Ideal seiner Träume. Das Schamgefühl, lachend abgewiesen zu sein von der Erkorenen, die Erbitterung und Enttäuschung, ließen ihn Lindas Trostesworte, ihr tiefes Mitgefühl gar nicht beachten.

Als er am zweiten Tage des Festes die Heimat verließ, folgten ihm die grauen Augen, von Tränenschleiern verdunkelt, so lange sie ihn nur noch sehen konnten! — Johannes Diethofen sah das nicht.

An seinem hohen Pulte im Kontor stand er dann jahrein, jahraus; sein Herz schrumpfte allmählich ein und mußte die Gestalt einer jener zehn Ziffern annehmen, mit denen er tagein, tagaus zu tun hatte.

Hilde Liebenreich war ein Jahr nach der Abweisung, die sie Johannes erteilt, die Gattin des sehr begüterten Brauereidirektors Worth geworden; aber in der schönen, appetitlichen Frucht hatte der Wurm gesteckt, der ihr die Lebensader durchnagte. Ein Baby kam und nahm der jungen Mutter Frische und Jugendreiz, und nach dem zweiten, totgeborenen, siechte Hilde in wenigen Wochen dahin. Bald zählte das prächtige Erbbegräbnis der „Worth" eine stille Schläferin mehr.

Johannes Diethofen erhielt davon Kunde. Noch mehr als sonst vergrub er sich in seine Bücher und Zahlen, und die zehn Stunden täglicher Arbeit in seinem dunklen Kontor machten schließlich einen verknöcherten Junggesellen aus ihm.

Nun aber war, nach Jahren der Einsamkeit, ein Tag gekommen, an dem das dürre Menschenreis, vom Frühlingssonnenschein geküßt, plötzlich ein wenig zu treiben und zu grünen begann.

Ein Frühlingstag, an dem ihn die ungewohnte freie Zeit auf Promenaden und unter Menschen trieb. Sein stumpfer Gleichmut fiel wie eine Hülle von ihm ab. Sangen die Vöglein nicht gleichsam für ihn allein? Die Kinder spielten, und keines sah ihn mit seinen hellen Guckaugen an? Ja, wollten denn die ihn umringenden Leute nicht sehen, daß ein einsames Menschenherz unter ihnen wandelte und litt?

Und nochmals schwoll ihm das Herz nach etwas Unbekanntem, nie Gesehenem. Mit silbernem Stabe klopfte ein Etwas an sein verödetes Herz, und mit schmeichelndem Klange schlug eine leise Melodie an sein Ohr —— ein neues Frühlingslied.

Und vor zwei Tagen war er den Steinriesen der Großstadt entflohen. Wie vor langer Zeit, als sein Haar noch tiefdunkel, seine Augen noch glänzend waren, trieb es ihn in die Heimat. Nun sah er sie vor sich — saß auf der Mutter Lieblingsplätzchen, der alten Holzbank, regungslos zurückgelehnt, mit Blicken, die sahen und nicht sahen. Da schlug ein süßer Ton an sein Ohr — im Dickicht des Goldregenbusches saß eine Nachtigall. Dieser Ton brachte Leben in den Träumer — wie ein Eisring fiel es von seinem Herzen, wortloses Schluchzen erschütterte seinen Körper, und heiße Tropfen liefen ihm über Gewand und Hände. — — — „Sie verderben sich doch richtig noch die Augen, Fräuleinchen! Gleich wird's finster sein! Was? Noch nicht fertig? Ach, das lassen Sie nur bis zum Montag liegen! So etwas will der liebe Gott gar nicht, und besonders am lieben, heiligen Sonntag! Nein — Sie gehen morgen mit uns. Wir machen eine Waldpartie, ich und die Kinder — ich hole Sie ab! Nun — gute Nacht!"

„Gute Nacht, Frau Heim" — — eine weiche, müde Frauenstimme — ein Lächeln.

Am Fenster des mit Weinlaub überwucherten Häuschens, nahe dem Park, saß ein halbverblühtes Mädchen. Das blasse Gesicht trug leider die Spuren überanstrengender Tätigkeit, aber in den Augen lag eine Welt von Herzensgüte, Zutraulichkeit — aber auch Resignation — — es war Linda, Linda Liebenreich.

Kurz nach der Mutter Heimgang, mit dem die ohnehin bescheidene Pension aufhörte, begann Linda, sich eine kleine Existenz zu gründen. Eine Schulfreundin, in der Residenz verheiratet, verschaffte Linda Arbeit in einem vornehmen Wäschegeschäft; dazu nahm sie einige Schülerinnen ins Haus. Unter ihren geschickten, zarten Fingern entstanden die entzückendsten Spitzenjupons und Morgenkleider.

Mit den Jahren kam die Uebung, ein besserer Verdienst, aber auch mehr und mehr der Hang zur Einsamkeit. Geheiratet hatte Linda Liebenreich nicht.

„Du liebe, schöne Gottesnatur!" sagte sie leise und legte das Haupt an den geöffneten Fensterflügel. „Wann wirst du, großer Gott, deine Feuerzungen herniedersenden in die wachsende Dunkelheit, die die Menschen umgibt? Erleuchte auch mich und gib mir den heißersehnten Frieden" — —

Als sende der Himmel der Einsamen ein Zeichen, so begann in dem Augenblick die Marienglocke den Abendsegen zu läuten. Durch die Wipfel des Parks ging ein leises Rauschen, und würziger Blumenduft kam aus des Nachbars Vorgarten herüber.

„Guten Abend!" sagte plötzlich eine zaghafte Männerstimme.

Linda Liebenreich sprang empor — der Herzschlag drohte ihr zu versagen — unter Tausenden hätte sie diese Stimme wiedererkannt.

„Johannes! — Du?" —

Bald aber strömte ihr das warme Herzblut wieder zurück. Und wie in den Tagen der Kindheit legte sie ihre Hand auf den Arm des Jugendgespielen und plauderte heiter mit ihm, als seien sie nicht mehr als ein Jahrzehnt einander niemals begegnet.

Der Zauber der Weiblichkeit übte auf den vereinsamten, alternden Mann zum erstenmal seit Jahren eine magische Kraft aus — wie ein holder Traum erschien ihm alles, so heimlich wurde ihm — so glückselig — —

Kam nun doch noch das Glück?

Und diese beiden verblühten, verlassenen Menschenkinder merkten es nicht, daß mit schwarzen Schatten der Spätabend hereinbrach. Mit silbernen Fäden spann sich das Mondlicht durch alle Aeste des großen Birnbaums vor dem Häuschen und bildete ein zitterndes Mosaik von Licht und Schatten. Dies Licht verschönte Lindas Züge ungemein.

„— und morgen ist Sonntag, Johannes! Da bist du mein Gast. Des Morgens zur Kirche, nachmittags in den Wald, unter fröhliche Menschen — kommst du, Johannes?"

Er sah sie nur an. Sein Herz flog ihr zu. Wie doch die silbernen Fäden des Mondlichts ihre schönen Augen verklärten.

Kochkundige Hausfrau.

Eine Hausfrau — so wird erzählt — sagte zu ihrer Köchin: „Hören Sie, Minna, wir bekommen heute abend Besuch, machen Sie doch 'mal schnell Rührei zum Abendbrot; wieviel Eier haben Sie denn noch da?" Minna: „Sechs Stück, gnädige Frau." Hausfrau: „Schön, dann nehmen Sie alle sechs." — Minna, die außer den offiziellen sechs Eiern noch acht in Reserve hatte, sagte sich natürlich, daß Rührei von sechs Eiern für acht Personen nicht reichen könne, schlug deshalb kurzerhand alle vierzehn Stück in den Topf, machte ein tadelloses Rührei davon und schickte die ganze Portion hinauf. Die Schüssel kam nach Beendigung des Abendbrotes vollkommen geleert wieder herunter. — Am anderen Morgen sagt die Hausfrau zur Köchin: „Minna, das Rührei war wundervoll, aber das nächstemal wollen wir doch lieber sieben Eier nehmen!"

Rivalen.

Skizze von Rudolf Schwarzkopf

Der Vorhang war hinaufgegangen, das Stück hatte begonnen. Stille herrschte im Hause. Dichtgedrängt saß man da, bequem oder unbequem, je nach dem Preise des Sitzes, froh, dabei sein zu dürfen. Denn es war eine sehr bedeutsame Premiere, das Ereignis der Saison.

Hinter den Kulissen raufte der Inspizient sich das Haar. Das war zwar nicht nötig, denn alles ging wie am Schnürchen, und jedes einzelne Mitglied des Ensembles war vom Ernst der Situation genau so überzeugt wie er, aber er tat es, weil er das Gefühl hatte, es gehöre dazu. Schauspieler und Schauspielerinnen hielten sich an den Bühnentüren auf und warteten mit Händen, die vor Nervosität kaltfeucht waren, auf ihr Stichwort.

Unterdessen stand die Trägerin der Hauptrolle in ihrem kleinen Ankleideraum vor dem Spiegel. Während die Garderobière im Begriff war, die letzte Hand an ihre Toilette zu legen, strich sie mit einer Puderquaste über ihr Gesicht.

Sie war eine schlanke, hohe Erscheinung. Die unruhig flackernden Augen verliehen ihr einen fremden Reiz. Ein feiner, weißer Spitzenkragen schmiegte sich um ihren Hals, wie wenn er ihn liebte.

Ein leises Pochen an der Tür ließ sie zusammenfahren. Die Garderobière, die eben vor ihr niedergekniet war, um den Faltenwurf des Rockes zu ordnen, blickte zu ihr empor. Die Schauspielerin nickte leicht, während ihr das rote Blut langsam emporstieg und unter der Schminke rosig schimmerte.

Die Garderobière erhob sich, öffnete leise und verschwand.

„Bist Du gekommen, mir Glück zu wünschen?" fragte die schöne Frau und wandte sich von ihrem Spiegelbild ab, um in die grauen Augen eines Mannes zu sehen.

„Ja, Laura, und mein Glück ist Dein Glück!"

„Und Deins ist meins!" antwortete sie lächelnd.

Ihre Hände lagen in den seinen und zitterten.

„Du bist nervös?"

„Furchtbar! Wie, wenn ich nun versage und den Erfolg Deines Stükkes verderbe?"

„Deine Angst sagt mir, daß es nicht der Fall sein wird," sagte er, indem er sich neigte, um ihre Hand zu küssen.

Er würde sie in die Arme geschlossen haben, aber sie entzog sich ihm.

„Du mußt vorn sein, hörst Du? Du wirst noch alles versäumen! Die erste Aufführung Deines Stückes! Begreifst Du den Ernst des Augenblick?"

„Es beginnt erst, wenn Deine Szene kommt!" antwortete er; „Du bist das Stück und das Stück ist Du!"

„Dann viel Glück uns beiden!" sagte sie ernst.

„Sind Sie bereit?" erklang in diesem Augenblick die Stimme des Inspizienten, der, von der Garderobière gefolgt, hastig herbeikam.

„Gehen wir!" sagte sie einfach und wandte sich, indes die Garderobière ihr die Schleppe trug, der Bühne zu.

Das Haus war sehr still. Sie war noch völlig unbekannt. Niemand wußte, ob sie Talent habe oder nicht. Das Interesse des Publikums war durch keinerlei Voranzeigen auf sie gelenkt worden, es war einzig und allein George Templetons wegen erschienen, der als der kommende Dramatiker galt. Um sie kümmerte sich kaum einer.

„Angeblich die Braut des Autors!" wollte einer wissen.

„Gott steh' uns bei!" seufzte ein anderer; „vermutlich eine blutjunge Dilettantin!"

Als ihr Stichwort fiel, glitt sie langsam und geräuschlos auf die Bühne hinaus. Keine Hand rührte sich, niemand hatte das Bedürfnis, sie zu begrüßen. Aber eine stumme Woge von Staunen über ihre Schönheit floß durch das schweigende Haus, füllte und bezauberte es. Laura wußte nichts von der Wirkung, die ihr Erscheinen auslöste. Mit einem raschen Blick in die Loge des Geliebten hatte sie ein jähes Aufleuchten seiner Augen bemerkt; mehr brauchte sie nicht.

Der erste Akt war fast zu Ende gewesen, als sie erschienen war. Nun, da der Vorhang fiel, bildeten sich Gruppen im Publikum, die ihre Meinung austauschten. Aber man sprach nicht von George Templeton, sondern ausschließlich von Laura Hedden.

Dann begann der zweite Akt, in dessen Verlauf Laura Hedden mehr in den Vordergrund trat. Als der Vorhang sich senkte, klaschte man wie besessen und rief sie wohl ein Dutzendmal hervor.

George Templeton eilte in ihre Garderobe, wo er sie mit geröteten Wangen und leuchtenden Augen fand.

„Du bist großartig!!" rief er.

„O nein!" sagte sie sanft, „Du bist es, ich bin bloß Dein Echo!"

Sie meinte es ehrlich. Aber trotzdem verletzte es sie, daß er nicht widersprach.

„Bitte, geh' jetzt!" sagte sie rasch. „Du weißt, ich habe jetzt den großen Umzug, und die Zeit drängt!"

Der dritte Akt war der große Akt des Stückes und gehörte fast ganz ihr. Sie trug ein einfaches Schneiderkleid, in dem sie fast noch schöner war als in der Schlepptoilette zuvor. Aber kaum, daß sie den Mund zu den ersten Worten ihrer großen Szene geöffnet hatte, hatte man vergessen, was sie anhatte und wie sie aussah. Man wußte nur noch, daß eine wunderbare Künstlerin, wie man sie seit langen Jahren nicht gesehen hatte, dort auf den Brettern stand, und man lauschte mit angehaltenem Atem dieser großen und leidenschaftlichen Kunst, die vom Herzen kam und zum Herzen ging.

Als der Vorhang gefallen war, herrschte ein fast furchtbares Schweigen. Dann aber brach mit der Gewalt einer Elementarkatastrophe der zurückgedrängte Beifall los. Das Publikum raste. Lachend und weinend rief man immer wieder und wieder ihren Namen, bis sie, erschöpft und glücklich, in ihre Garderobe flüchtete, wo sie George Templeton zu finden hoffte. Aber er war nicht da und ließ sich während des ganzen Zwischenaktes nicht sehen. Warum? Sie brauchte ein freundliches Wort von ihm. Ihre Kehle war wie zugeschnürt, wenn sie seiner Zufriedenheit nicht sicher war.

Der letzte Akt war kurz und traurig. Als er zu Ende war, wiederholten sich die Ovationen für Laura in verstärktem Umfang. Schön und glücklich hielt sie dem brausenden Meer von Enthusiasmus stand, das sie entfesselt hatte, bis sie, müde von der Anspannung des Abends und der unerwarteten Größe des Erfolges mit einer letzten dankenden Verneigung dem Publikum Adieu sagte. Wie im Traume suchte sie ihr Ankleidezimmer auf, taub für die Lobeserhebungen der Kollegen und Kolleginnen, die sie umdrängten, hungrig nach einem guten Wort des Mannes, als dessen Geschöpf sie sich fühlte und dessen Erfolg ihr mehr am Herzen lag als der ihre.

Unterdessen hörte das Publikum nicht auf, den neuen Bühnenstern zu rufen. Da trat Templeton an die Rampe, der bis dahin in eine Seitenkulisse geschmiegt, den dröhnenden Applaussalven gelauscht hatte, von denen er wenigstens einen Teil glaubte auf sich beziehen zu dürfen. Aber das enttäuschte Publikum, das Laura Hedden zu sehen wünschte, ließ seinen Zorn an dem jungen Autor aus und begrüßte ihn mit einem Sturm von Zischen, Pfeifen und Johlen.

Zur selben Zeit dachte Laura Hedden in dem bequemen Lehnstuhl in ihrer Garderobe über einen zärtlichen und demütigen Satz nach, mit dem sie George Templeton sagen wollte, wie sehr und ganz ihr Erfolg sein Werk sei und und wie tief sie sich in der Schuld seiner Kunst und seiner Liebe fühlte. Sie hörte nichts von dem tumultuösen Vorgängen im Zuschauerraum, hatte keine Ahnung davon, daß das Publikum, das ihr noch eben schmeichelnd und dankbar zu Füßen gelegen war, mit einem unerwarteten, aber desto furchtbareren Sprung sich auf den Menschen gestürzt hatte, der ihr der liebste war.

Bald darauf weckte sie das wohlbekannte Klopfen aus ihren Träumen. Sie sprang auf und flog ihm entgegen.

„Es war ein Erfolg, Schatz!" sagte sie zärtlich. „Du bist nun ein großer Mann!"

Sie versuchte ein glückliches Lächeln, aber es gelang ihr nicht. „Bist Du krank?" fragte sie, allmählich mehr betreten als besorgt.

Er hatte noch kein Wort gesprochen, und auch jetzt schwieg er mit zusammengebissenen Lippen.

„Nein!" sagte endlich und strich sich wie abwesend über Stirn und Augen. „Nein, nein, ich bin nicht krank, danke! Laß mich Dir lieber Glück wünschen zu Deinem Erfolg und Dir danken, daß Du das Stück gerettet hast."

„Ich das Stück gerettet? Du scherzt, George! Das Stück war sicher ohne Hilfe von mir, Du weißt das ganz gut!"

Sie erhob sich und legte beide Hände auf seine Schultern:

„Bist Du nicht froh, Liebster, daß es so gut ging?"

Er zuckte unter ihrer Berührung zusammen, aber der Blick seiner Augen blieb hart und kalt.

Bestürzt zog sie sich zurück.

„Was hab' ich Dir getan, George? War ich schlecht? Bist Du bös?"

„Nein, Du warst ausgezeichnet. Ausgezeichnet warst Du!"

Er sprach seltsam, gedehnt und fast gehässig.

„George!"

„Was?"

„Nichts."

„Sag', was Du sagen wolltest!" flüsterte er leidenschaftlich.

„Laß mich, ich will nicht!"

„O, Du glaubst vielleicht, ich wäre neidisch! Haha! Ich! Neidisch! Bist Du toll? Bildest Du Dir ein, ich könnte so kleinlich sein?"

Sie schwieg.

„Antworte doch! Oder bist Du wirklich so dumm?"

Sie fühlte sich dem Weinen nahe:

„Bitte, laß mir einen Wagen kommen; ich möchte nach Hause."

Er machte eine Bewegung auf sie zu, aber sie stand ihm hochmütig und ablehnend gegenüber.

„Bitte, den Wagen!"

„Gern."

„Gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Er ging. Sie folgte ihm mit den Augen bis zur Tür. Dann brach sie zusammen. Mühsam schaffte man sie in ihre Wohnung.

Mark Twain-Anekdoten.

Auf einer Vorlesungsreise übernachtete Mark Twain einmal in Morristown (New Jersey) im Hause von Thomas Nast, dem Karikaturenzeichner. Man unterhielt sich bis spät in die Nacht sehr angeregt, aber die Hausfrau versprach, dafür zu sorgen, daß ihre Gäste rechtzeitig geweckt würden, um den Frühzug zu bekommen. Am nächsten Morgen wachte Frau Nast auf und bemerkte, daß alles im Hause verdächtig ruhig war. Sie ging zu den Dienstboten, aber hier schlief alles, und die Weckuhr war um die Zeit stehen geblieben zu der die Gäste sich zurückgezogen hatten. Die Uhr im Arbeitszimmer stand ebenfalls, kurz und gut, es gab im ganzen Hause keine Uhr, die noch ging! Die Erklärung dafür sollte nicht lange ausbleiben. Mark Twain hatte nicht einschlafen können und deswegen, ohne an die Abreise am nächsten Morgen zu denken, alle Uhren angehalten! „Uebrigens waren diese Uhren alle überarbeitet," sagte er zur Entschuldigung: „sie werden sich jetzt viel wohler fühlen."

Kurz nachdem Cleveland zum Präsidenten gewählt worden war, kam Mark Twain auf einer Reise durch Albany. Cleveland wohnte noch hier, weil er vorläufig noch Gouverneur von New York war. Mark Twain fuhr zum Kapitol, ließ sich bei Cleveland melden und wurde sogleich vorgelassen. Nach der Begrüßung meinte Cleveland: „Herr Clemens, ich war vor Jahren in Buffalo viele Monate lang Ihr Mitbürger. Damals haben Sie mich nie besucht. Wie erklären Sie das?" Das sei sehr einfach zu erklären, erwiderte Mark Twain: „In Buffalo waren Sie Friedensrichter. Ich halte mich von Friedensrichtern immer so fern wie möglich. Jetzt sind Sie Gouverneur und auf dem Wege zur Präsidentschaft. Da lohnt es schon eher, Sie zu besuchen."

Von der Brille.

Wenn es mancherlei nicht gäbe, wäre es heutzutage mit vielen Sachen schlimm bestellt. Man denke nur, wie die Häuser bezw. Wohnungen, Geschäftsläden usw. aussehen würden, wenn man das wasserklare, durchsichtige Glas noch nicht erfunden hätte! Zum Glück gibt es Glas aber schon länger als 2000 Jahre, und wie in Ninive ausgegrabene Funde bezeugen, war man in der Glasbereitungskunst dort sogar schon sehr vorgeschritten. Ob es aber zu dieser Zeit auch schon Augengläser, also Brillen gab, darüber sind sich die Gelehrten noch im unklaren. In ägyptischen Grabkammern und an anderen Orten fand man zwar Gestelle aus Holz und Metall, die einer Brillenfassung ähnlich sehen, aber noch nirgends fand man Brillengläser. Das Prinzip der Augengläser hat zuerst der berühmte Naturforscher Roger Bacon, der im 13. Jahrhundert lebte, angegeben, dennoch gilt als Erfinder der Brille — das Wort stammt eigentlich von einer Edelsteinart: Beryll ab — der Florentiner Gelehrte Salvino de Armati, gestorben 1315.

Der falsche Wetter-Almanach.

Vor anderthalb Jahrhunderten pflegten die Leute in den Vereinigten Staaten sich auf die Wetterprophezeiungen in „Partridges Almanac" zu verlassen. Eines Tages kehrte Partridge selbst in einem ländlichen Wirtshause ein, um zu Mittag zu essen. Der Wirt riet ihm, die Nacht dort zu bleiben, da es sicher Regen geben werde. „Unsinn!" sagte Partridge und machte sich auf den Weg. Bald aber überraschte ihn ein heftiger Schauer, was einen solchen Eindruck auf den Reisenden machte, daß er sofort nach dem Wirtshause zurückritt und dem Wirt eine halbe Krone bot, wenn er ihm sagen wolle, wie er gewußt habe, daß Regen zu erwarten war. „Well," sagte der Mann mit einem breiten Grinsen und ließ die Münze in die Tasche gleiten, „um die Wahrheit zu sagen, wir haben „Partridges Almanac" hier, und der ist solch' ein Lügenbold, daß wir, wenn er uns schönes Wetter verspricht, immer wissen, daß es miserabel sein wird. Heute soll auch ein schöner Tag sein."

— Kindermund. „Hansl, warum hast Du denn das Fenster aufgemacht?"

„Ach, da war 'ne Fliege, die hat immer so toll ans Fenster angebumst; da dachte ich, die muß wohl mal dringend hinaus"